



THOMAS REICHART

# DAS FEUER DES DRACHEN

Was Chinesen antreibt,  
wo sie dominieren und  
warum sie über uns lachen

dtv

Militärs dabei sein. Alles andere wäre zu gefährlich gewesen. Zum Essen fuhr der Koch aus China alles auf, was er und seine Kollegen vermissten. Knusprig frittierten Fisch mit süßsaurer Soße, Schweinebauch mit Sojasauce, Gemüse aus dem Wok, scharfen Tofu. Immer noch ein Gericht kam dazu. Als ginge es nicht allein ums Essen, sondern vor allem darum, das Heimweh zu kurieren. Sieben Tage die Woche arbeiteten sie alle, und nur einmal im Jahr hatten sie einen Monat frei. Dann fuhren sie heim, um ihre Familie zu sehen. Sie wirkten erschöpft und einsam. Seit über zehn Jahren bauten sie an diesem Highway. Von oben am Kunjerab bis herunter nach Manserah. Sie hatten damit angefangen, als sie gerade aus der Uni kamen, es war ihr erster Job. Und sie waren an ihn gebunden, kamen nicht davon los.

»Was macht ihr eigentlich, wenn ihr mit dem Highway fertig seid?«, fragte ich in die Runde.

»Wahrscheinlich werden sie uns nach Afrika schicken«, murmelte ein Kollege Wang Huis. »In Afrika haben sie viele Projekte.« Er seufzte: »Ausgerechnet Afrika.«

Es war still in diesem Moment an der großen runden Tafel. Noch weiter weg, noch mehr Heimweh. Das war die Perspektive. Wang Hui pickte sich eine in Knoblauch eingelegte Gurke heraus. Dann sagte er: »Eines Tages werde ich meinem Sohn und meiner Tochter zeigen, wo ich hier gekämpft habe. Ich habe diese Straße gebaut. Und ich werde dann sehr stolz sein.« Die anderen nickten und schienen erleichtert. Vielleicht hatten all die Härten und Entbehrungen, die sie seit Jahren ertrugen, doch einen Sinn.

»Der Mann, der den Berg abtrug, war derselbe, der anfang, kleine Steine wegzutragen«

Konfuzius sagte: »Der Mann, der den Berg abtrug, war derselbe, der anfang, kleine Steine wegzutragen.« Ich werde immer wieder an diesen Satz erinnert: auf Baustellen im Nirgendwo, in schwülheißen Fabrikhallen in Südchina, bei Start-ups im Pekinger Silicon Valley. Chinesen arbeiten viel, viel mehr, als wir uns das vorstellen können. Millionen sehen ihre Familien nur einmal im Jahr für ein paar Tage, weil sie den Rest der Zeit weit entfernt arbeiten, sechs, sieben Tage die Woche. Das ist nicht wie in Amerika ein quasi-religiöser Arbeitsprotestantismus, sondern ein Hunger nach Aufstieg und Reichtum.

Chinesen halten uns für faul. Und im Vergleich zu ihnen sind wir das auch. In China hat man zwischen fünf und 15 Tagen im Jahr Urlaub, in Deutschland meistens um die 30. Eine Untersuchung der Chinese Academy of Social Sciences zeigte im Jahr 2018, dass Chinesen im Schnitt pro Tag 2,27 Stunden Freizeit haben. In Deutschland,

Großbritannien oder den USA sind es im Vergleich fast doppelt so viele. In den meisten Branchen in China ist eine 40-Stunden-Woche die klare Ausnahme. In den Fabriken in Südchina zum Beispiel sind eher Zwölf-Stunden-Tage und mehr üblich. In Chinas Tech-Industrie hat der Arbeitsrhythmus sogar seinen eigenen Code: 996. Das bedeutet, dass der Tag um neun Uhr beginnt und um neun Uhr abends endet, an sechs Tagen die Woche. Die Bosse wie Alibabas Jack Ma finden das toll. »Ich persönlich halte 996 für einen großen Segen«, erklärte Ma im Frühjahr 2019 gegenüber der Belegschaft. Wie wolle man sonst erfolgreich sein? Viele seiner Mitarbeiter waren offenbar anderer Meinung. Mas Lob der Ausbeutung sorgte für erboste Kommentare in den sozialen Medien. Denn die Folgen von 996 sind in China die gleichen wie überall sonst auf der Welt – Burn-out, Depressionen, Herzinfarkte.

Auch Chinesen werden krank von zu viel Arbeit, aber wir wissen viel weniger darüber, weil vieles dazu verschwiegen wird. Eine Untersuchung zur psychischen Gesundheit unter rund 400 Tech-Arbeitern kam 2018 zu dem Ergebnis, dass sich rund die Hälfte erschöpft fühlte. Viele berichteten von Sehproblemen, Konzentrationsstörungen, Nacken- und Rückenschmerzen. Und das scheinen eher noch die weniger gravierenden Symptome zu sein. Aber das Bild ist nicht so eindeutig. Angesichts der enormen Belastungen könnte man zum Beispiel davon ausgehen, dass in Chinas Turbogesellschaft auch die Suizidrate hoch ist. So wie das in Japan und Südkorea der Fall ist, wo ein vergleichbares Arbeitspensum die Norm ist. Doch das Gegenteil ist der Fall: Nach Angaben der Weltgesundheitsorganisation (WHO) hat China nicht nur im Vergleich zu seinen Nachbarn eine deutlich niedrigere Suizidrate, sondern auch gegenüber Deutschland. In China lag sie 2016 bei 9,7 pro 100 000 Einwohnern, in Deutschland bei 13,6, in Japan bei 18,5, in Südkorea sogar bei 26,9.

Wie immer muss man bei Statistiken aus China Vorsicht walten lassen. Aber die Unterschiede sind so eklatant, dass sie zumindest einen großen Trend zeigen. Ganz offensichtlich prägen die Hoffnung auf Aufstieg, die Erfolgsgeschichten derer, die es geschafft haben, so sehr das Bild von sich selbst und dem eigenen Leben, dass Belastungen anders wahrgenommen werden.

Harte Arbeit gilt deshalb per se zunächst als etwas Positives. Ich erinnere mich an eine in Bremen im Fach Soziologie promovierte Chinesin, die auf ihre Forschungsaufträge verzichtete und nach Shenzhen ging, um dort ein eigenes Start-up zu gründen. »In Deutschland sitzen die Leute werktags um zehn noch im Café und trinken Latte Macchiato«, sagte sie, »hier in China kann ich viel mehr erreichen.«

Natürlich ist nicht alles effektiv, nicht sofort perfekt. Aber die Tatsache, dass es einfach gemacht wird, dass jeden Tag Hunderte Millionen Menschen kleine Steine wegtragen, das hat in den letzten 40 Jahren in China Berge versetzt. Manchmal habe ich den Eindruck,

dass das bei uns in Deutschland zu einer Art Fatalismus führt, nach dem Motto: Was können wir schon gegen die 1,4 Milliarden Chinesen ausrichten? Als wäre der wirtschaftliche Wettstreit eine Art Fußballspiel, bei dem 83 Millionen Deutsche in erschreckender Unterzahl gegen China antreten müssten. Das stimmt natürlich nicht, weil der Erfolg nicht nur eine Frage der puren Zahlen ist, sondern des Erfindungsreichtums, der neuen Ideen und des technologischen Fortschritts.

Genauso verkehrt aber wäre es, zu glauben, dass Chinesen nur Arbeitsameisen seien – fleißig zwar, aber ohne eigene Ideen, diszipliniert bis zur Selbstaufgabe, aber gut nur im Nachahmen. Es stimmt schon, dass in einer totalitären Diktatur wie in China, in einem Schulsystem, das die Kinder auf das pure Auswendiglernen trimmt, das unkonventionelle Denken nicht gefördert wird. Aber Chinesen sind eben fleißig und erfindungsreich.

China führte 2018 mit deutlichem Abstand bei der Zahl der anerkannten Patente (rund 432 000) vor den USA (rund 308 000), Japan (rund 195 000) und der Europäischen Union (rund 128 000). Selbst wenn man die Zahl der Patentanmeldungen ins Verhältnis setzt zur Zahl der Einwohner, liegt China mit 1001 Anmeldungen pro eine Million Einwohner noch vor Deutschland (884) auf Rang vier. Innovativer sind die Menschen nur noch in Südkorea, Japan und der Schweiz. Stimmt schon, die Zahl der Patentanmeldungen oder der anerkannten Patente sagt noch wenig darüber, wie viele davon innovativ sind und es dann auch zur Umsetzung schaffen. Nach Angaben der OECD liegt China bei Universitätspatenten mit lediglich fünf Prozent zum Beispiel deutlich hinter Japan mit 27 Prozent. Aber insgesamt zeigen die Daten, dass wir uns dringend verabschieden sollten von der Vorstellung, dass Chinesen zwar arbeitsam, aber eigentlich ideenlos sind. Sie sind nämlich gerade dabei, uns in beidem zu überflügeln.

## Unbedingter Wille zum Aufstieg

Was Chinesen vielleicht am meisten von uns unterscheidet, ist ihr unbedingter Wille zum Aufstieg, ihr Ehrgeiz, es zu schaffen. China drängt nach vorn, und zwar ganz wörtlich. Während sie in Japan strenge Anstehregeln für die U-Bahn haben und im Aufzug schon fast die Tür wieder geschlossen ist, ehe geklärt ist, wer nun wen vorlässt beim Aussteigen, geht es in China häufig darum, der Schnellere, Gewitztere, im Zweifel auch Rücksichtslosere zu sein. Man darf das nicht persönlich nehmen. Das Schubsen, Schieben, auf den Füßen stehen, das Vordrängeln mit einem Blick größter Ahnungslosigkeit sind Teil dieses China-Taktes. Alle rennen nach vorne, weil die Zukunft Aufstieg und Reichtum verspricht, und weil davon nur etwas abbekommt, wer es ganz nach vorne schafft. Wenn Staat, Polizei oder irgendwelche Aufseher streng rufen: »Schlange stehen!«, dann machen sie das natürlich. Aber sobald die Obrigkeit wegschaut, gehen die Ellbogen raus und das Rennen wieder los.

Das unbedingte Ziel, reich zu werden, ist die treibende Kraft in der chinesischen Gesellschaft. Sie prägt die Partnerwahl, die Kindererziehung und ist für jeden Einzelnen wie ein Seelen-Treibstoff, der vieles ertragen lässt. Gleichzeitig setzt sie alle unter einen enormen Stress.

Und bei uns? Es fühlt sich an, als hätte ich fünf Jahre in einem chinesischen Hochgeschwindigkeitszug gelebt. Man merkt das Tempo nicht mehr, man ist ja mittendrin. Aber wenn der Zug ganz plötzlich stoppt, wird es gefährlich. Es haut einen nach vorne gegen den Sitz des Vordermanns, weil man nach den Trägheitsgesetzen der Physik die Geschwindigkeit noch in sich hat. So erging es auch mir und meiner Familie. Wir trugen die chinesische Geschwindigkeit noch in uns, als wir wieder in Berlin landeten, und knallten mit voller Wucht gegen eine deutsche Bedächtigkeit, in der es oft scheint, als dauere alles immer länger, als gehe nichts richtig voran.

Einen der häufigsten Sätze, die ich seit meiner Rückkehr höre, ist: Mach langsam, alles mit der Ruhe. Jeder scheint besorgt darum, dass sich andere ja nicht hetzen. Ja nicht zu viel machen. Das finde ich nett und fürsorglich. Aber auch ein bisschen komisch. Ich habe mich in China oft nicht getraut, die Zahl der Urlaubstage in Deutschland zu nennen, weil ich befürchten musste, dass mir das niemand glaubte. Doch zurück in Deutschland lese und höre ich ständig von Klagen über Arbeitsverdichtung, Überstunden, Burn-out. Ich weiß, dass das ein Problem ist, dass es Menschen schwer zu schaffen machen kann. Dass viele wirklich krank davon geworden sind. Aber das Ausmaß, in dem es mir begegnet, hat mich erstaunt. Und weil ich aus China komme, hat es mich auch misstrauisch gemacht. Kann es sein, dass wir es manchmal übertreiben mit dem Klagen über zu viel Arbeit? Dass wir uns wohl darin fühlen, uns als überlastet und überarbeitet darzustellen? Eher bremsen

wir uns gegenseitig, als dass wir uns anfeuern. Eher erklären wir dem anderen, dass er es nun aber wirklich ruhig angehen lassen muss, als dass wir uns Mut machen, etwas Ungewöhnliches zu schaffen.

Auf den Titeln der großen Magazine geht es ständig um Entschleunigung, Achtsamkeit, Wege zu sich selbst oder aus der Ehrgeizfalle. Statt etwas gemeinsam auf die Beine zu stellen, scheinen alle damit beschäftigt, ihr Selbst zu streicheln. Bei all den Retreats, Wellness-Oasen, Langsamkeits-Seminaren erholen wir uns so viel, dass wir ganz müde werden. Mir kommt es so vor, als wäre uns der Hunger abhandengekommen und – ja – der Ehrgeiz, etwas zu erreichen. Uns erscheint er oft als etwas Verdächtiges.

Für Chinesen dagegen ist Ehrgeiz nichts Unsittliches, sie halten ihn eher für einen Fitmacher. Aus ihrer atemlosen Beschleunigung schöpfen sie ihre Energie und Stärke. Das chinesische Wort *fen*, »harte Arbeit«, wurde Ende 2018 in China sogar zum beliebtesten Wort des Jahres gewählt. Man stelle sich das vor. Glück werde durch harte Arbeit erreicht, hatte Staats- und Parteichef Xi den Chinesen schon zuvor auf den Weg gegeben. Sie hätten es natürlich als Kalenderspruch abtun können, aber offenbar traf es einen Nerv, denn der Satz wurde in Chinas zensiertem Internet schnell populär.

Auch der Blick auf die Zukunft ist in China ein ganz anderer. Mindestens bis zum Ausbruch der Corona-Pandemie ging es Deutschland sehr gut, besser sogar noch als vor fünf Jahren. Die Arbeitslosigkeit war so gering wie seit Jahren nicht, die Wirtschaft wuchs im Vergleich zu China zwar langsam, aber stetig. Die Menschen hatten genug Geld, um Jahr für Jahr mehr privat zu konsumieren. Trotzdem war allgegenwärtig eine Furcht vor der Zukunft, überall spürte man die Sorge, dass die guten Jahre vorbei sein könnten. Umfragen zeigten, dass eine Mehrheit glaubte, dass es für Deutschland in Zukunft abwärts gehen wird. Auf den Bestseller-Listen standen Bücher, die den ganz großen Crash prognostizieren. War das eine diffuse Ahnung von dem bevorstehenden Einschnitt? Oder eher eine typisch deutsche Eigenheit, die Zukunft schwarz zu malen?

In China dagegen ist die Vorstellung, dass es in Zukunft noch besser werden wird, beileibe nicht nur Teil der Parteipropaganda, die ausgerechnet in Anlehnung an Amerika ständig vom »chinesischen Traum« redet, der dank Xi und der KP dabei sei, wahr zu werden. Umfragen des Pew Global Research Centre zeigen, dass eine deutliche Mehrheit der Chinesen davon ausgeht, dass es ihren Kindern einmal besser gehen würde. Diese Einschätzung deckt sich auch mit den Erlebnissen in den Familien und über die Generationen hinweg. Der Wirtschaftsaufstieg Chinas in den letzten 40 Jahren bedeutete für viele Familien einen enormen Wohlstandszuwachs. Die Erinnerung an das karge Leben in der Vergangenheit ist noch sehr präsent, und das prägt eben auch den Blick nach vorn, die Zukunftserwartung der Chinesen. Wobei der enorme Druck auf die städtische Mittelschicht unter anderem durch exorbitante Immobilienpreise, Bildungskosten und